

Gerhard Marschütz

## Lesarten familialer Pluralität

### Theologisch-ethische Anmerkungen

- ◆ Die Vielfalt familialer Konstellationen und ihre Anerkennung hat die Orientierung an normativen Leitmodellen nicht schwinden lassen. Die katholisch-lehramtliche Lesart gerät dort in Konflikt, wo sie aufgrund ihrer „Konzentration auf naturrechtliche Kategorien“ das darin Nicht-Fassbare ausschließt und wider ihrer am Evangelium orientierten Praxis „unbedingter Zuwendung“ die Zonen lebbaren Lebens verkleinert und dadurch die „gleiche Freiheit aller“ unterläuft. (Redaktion)

Lesarten stellen Sichtweisen und hierin zugleich Interpretationen von Sachverhalten dar. In Bezug auf Lesarten von Familie lassen sich *empirisch* diverse Familienformen benennen – angefangen von der so genannten Normal- oder Kernfamilie, die in der Regel als eheliches Zusammenleben von Mann und Frau mit eigenen Kindern begriffen wird, bis hin zur Alleinerzieher-, Patchwork- und Regenbogenfamilie. Jede Benennung familialer Pluralität impliziert jedoch unhintergehbar ein *normatives* Leitbild von Familie, da andernfalls alles Familie genannt werden könnte, was irgendwie ein spezifischeres menschliches Miteinanderleben verdeutlicht bis hin zum Modell einer Menschheitsfamilie, deren Wohlergehen beispielsweise durch den Klimawandel bedroht ist. Ein solches Leitbild verkörpert eine Normalvorstellung dessen, was Familie im Kern ausmacht und diese als diskursfähigen Begriff in Worte fassen lässt. Doch existiert ein solches Leitbild nur in Form einer singulär gefassten Struktur, woraus dann negativ ableit-

bar wird, was eigentlich keine richtige oder vollständige Familie ist? Oder ist angemessener von Familienleitbildern zu sprechen, von einer Vielfalt familialer Normalvorstellungen, da – wie eine neuere Studie hierzu belegt – „heute Abweichungen von der Kernfamilie mit einer größeren Toleranz bewertet werden als vor einigen Jahrzehnten“<sup>1</sup>? Bevor dieses „heute“ und „vor einigen Jahrzehnten“ thematisiert wird, ist gemäß der im Untertitel vermerkten theologisch-ethischen Anmerkungen auf die katholische Lesart von Familie einzugehen, sofern diese das abendländische Normalverständnis von Familie entscheidend geprägt hat.

### 1 Katholische Lesart von Familie

Ehe und Familie bilden in katholischer Lesart eine feste Begriffsverbindung: Familie gründet auf der Ehe, welche auf Nachkommenschaft ausgerichtet ist. Zugleich wird in enger Verbindung von naturrecht-

<sup>1</sup> Detlev Lück / Kerstin Ruckdeschel, Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt, in: Norbert F. Schneider / Sabine Diabaté / Kerstin Ruckdeschel (Hg.), Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben, Opladen–Berlin–Toronto 2015, 61–76; hier: 64.

lichen und schöpfungstheologischen Begründungskategorien die Familie als eine der Gesellschaft vorgegebene natürliche Gemeinschaft und Gott selbst als „Urheber der Ehe“ (*Gaudium et spes*, 48) festgehalten. In den einschlägigen Abschnitten 2201–2203 des Katechismus der Katholischen Kirche heißt es folglich zur Natur der Familie im Plane Gottes:

„Die Ehegemeinschaft beruht auf dem Konsens der Gatten, ihrem gegenseitigen Einverständnis. Ehe und Familie sind auf das Wohl der Gatten sowie auf die Zeugung und Erziehung von Kindern hingeordnet. [...] Ein Mann und eine Frau, die miteinander verheiratet sind, bilden mit ihren Kindern eine Familie. Diese Gemeinschaft geht jeder Anerkennung durch die öffentliche Autorität voraus; sie ist ihr vorgegeben. [...] Indem Gott Mann und Frau erschuf, hat er die menschliche Familie gegründet und ihr die Grundverfassung gegeben. Ihre Glieder sind Personen gleicher Würde.“

Dieses ebenso eindeutige wie – etwa hinsichtlich des Ehescheidungsverbots – anspruchsvolle Leitbild von Familie impliziert einen binär kodierten Diskurs, der tendenziell jeder familialen Lebensform, welche diesem Leitbild eines verheirateten Paars (Mann/Frau) mit Kind(ern) nicht entspricht, eine defizitäre Lesart entgegenbringt. So spricht Papst Johannes Paul II. im Apostolischen Schreiben *Familiaris consortio* von „irregulären Situationen“ im Blick auf unverheiratete Paare oder Wiederverheiratete Geschiedene. Binär kodiert ist auch dessen im ersten Teil des Schreibens dargelegte Analyse der aktuellen familialen Situation, welche nicht die oben zitierte Toleranz, sondern die Differenz von Licht und Schatten hervorhebt. Auch Papst Franziskus unterscheidet sich diesbezüglich kaum, wenn angesichts der Pluralität von Familienformen im Aposto-

lischen Schreiben *Amoris laetitia* von „anerkennen müssen“, „gewissen Halt bieten“ und der Zurückweisung gleichgeschlechtlicher Ehen die Rede ist:

„Wir müssen die große Vielfalt familialer Situationen anerkennen, die einen gewissen Halt bieten können, doch die eähnlichen Gemeinschaften oder die Partnerschaften zwischen Personen gleichen Geschlechts, zum Beispiel, können nicht einfach mit der Ehe gleichgestellt werden.“ (AL 52)

Das Faktum familialer Vielfalt darf also das normative Leitbild, und hierin vor allem die als Sakrament beschriebene „Schönheit der unauflöslichen Ehe“ (AL 86), nicht verunsichern. Zugleich ist es in pastoraler Perspektive der kirchliche Wunsch, „jede einzelne und alle Familien zu begleiten“ (AL 200).

## 2 Familiale Lesarten „vor einigen Jahrzehnten“

Der Vergleich zu „vor einigen Jahrzehnten“ wird oft getätigt in Bezug auf die etwa ein Jahrzehnt bis Mitte der 1960er-Jahre andauernde Blütezeit der Normalfamilie, jedenfalls in statistischer Hinsicht. Dieses „Golden Age of Family“ war nämlich charakterisiert durch eine hohe Heiratsrate, geringe Scheidungshäufigkeit und relativ hohe Geburtenzahlen. Die danach einsetzenden demografischen Trends – sinkende Heiratsneigung, steigende Scheidungsraten und abnehmende Geburtenzahlen – haben in der (deutschsprachigen) familienwissenschaftlichen Literatur sehr bald zu intensiven Debatten über eine angemessene Lesart dieser familialen Veränderungen geführt.

Populär, speziell auch in kirchlichen Kreisen, war die Rede von der „Krise der

Familie“, womit zum Teil auch düstere Prognosen hinsichtlich der Zukunft von Familie ausgesagt wurden. Diese Rede wurde aber in der Familiensoziologie kaum rezipiert oder sogar abgelehnt, da sie zumeist nur auf die binnendifamiliale Ebene fokussierte und damit ausblendete, dass familialer Wandel keineswegs primär personal initiiert zu begreifen ist, etwa in Bezug auf ein vornehmlich individuell verändertes Bindungsverhalten oder ein über die familiäre Sorge hinausgehendes Selbstverständnis von Frauen, sondern unhintergehbar im Kontext sozialer Veränderungen. Der Soziologe Norbert F. Schneider meinte sogar:

„Wer von der Krise der Familie spricht hat entweder ein falsches Verständnis von Familie und Gesellschaft, denn gesellschaftlicher und familialer Wandel sind nicht unabhängig voneinander denkbar, oder meint die Krise der gesellschaftlichen Entwicklung.“<sup>2</sup>

Diese genuin soziologische Sicht lässt Familie weder als ein der Gesellschaft vorgegebenes System noch deren „Krise“ zuallererst als individuell ausgelöst verstehen, denn in soziologischer Perspektive ist Familie vor allem „nur Ort, nicht Ursache des Geschehens“<sup>3</sup> ihrer Veränderungen.

Demgegenüber scheint die zu jener Zeit ebenso gängige Rede von einer „Pluralisierung familialer Lebensformen“ eine relativ neutrale Lesart darzustellen. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber, wie strittig auch sie in den frühen 1990er-Jah-

ren interpretiert wurde. Speziell das Soziogenehepaar Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim implementierte im Kontext einer Individualisierungstheoretischen Rahmentheorie die These von der postfamilialen Familie, die der Familie nachfolge. Demnach werde das Monopol der Normalfamilie durch eine Vielfalt familialer Lebensformen abgelöst. Den Normalfall bilden daher fortan familiale „Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen“<sup>4</sup>, also „die Wechselfamilie, die Vielfamilie, die aus der Scheidung, Wiederverheiratung, Scheidung, aus Kindern deiner, meiner, unserer Familienvergangenheiten und -gegenwart hervorgegangen ist“<sup>5</sup>. Die Normalfamilie werde deshalb nicht verschwinden, vermehrt wird sie aber „zum Grenzfall und die Regel wird ein lebensphasenspezifisches Hin und Her zwischen verschiedenen Familien auf Zeit beziehungsweise nicht-familialen Formen des Zusammenlebens“<sup>6</sup>.

Entlang dieser These werden familiale Veränderungen nahezu ausschließlich als Reflex sozialen Wandels interpretiert. Derart gelangt zwar die Kontinuität *des* Wandels in den familialen Blick, nicht aber die Kontinuität *im* Wandel, welche erst über darstellbare Veränderungen hinaus auch relativ stabil bleibende normative Grundlagen thematisch werden ließe.

Dieser Kontinuität *im* Wandel sah sich insbesondere der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann verpflichtet. Insofern in diversen Wertestudien die Normalfamilie trotz

<sup>2</sup> Norbert F. Schneider, Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970–1992, Stuttgart 1994, 23.

<sup>3</sup> Ulrich Beck, Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie, in: ders./E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a. M. 1990, 20–64; hier: 37.

<sup>4</sup> Elisabeth Beck-Gernsheim, Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München 1998, 29.

<sup>5</sup> Ulrich Beck, Freiheit oder Liebe (s. Anm. 3), 51.

<sup>6</sup> Ebd., 50.

des unbestreitbaren sozialen Wandels eine ungebrochen hohe Wertschätzung genießt, sei es nicht angezeigt, bloß danach zu fragen, was *nach* der Familie komme. Gegen die These von der postfamilialen Familie könne daher die Normalfamilie nicht zum Grenzfall erklärt werden, da sie mehrheitlich „nach wie vor die Norm bildet, an der sich auch diejenigen orientieren, die – aus welchen Gründen auch immer – an der Realisierung dieses Leitbildes gehindert sind“<sup>7</sup>.

Dabei blendet Kaufmann die zurückgehende Verbindlichkeit dieses Leitbildes der monogamen Dauerbeziehung mit eigenen Kindern keineswegs aus, weshalb Abweichungen davon auch vermehrt geduldet werden. Deswegen sei aber die „tatsächlich zu beobachtende Pluralisierung von Lebensformen nicht als Signal einer neuen Familiennaufassung zu werten, sondern als Symptom für die zunehmenden Schwierigkeiten, dem nach wie vor gültigen Familienleitbild zu entsprechen“<sup>8</sup>.

Diese Schwierigkeiten sieht Kaufmann vor allem in der abnehmenden kulturellen Stützung und sozialen Anerkennung von Ehe und Familie, den vielfältigen Benachteiligungen von Eltern gegenüber Kinderlosen und den – speziell aus der Sicht von Frauen – unzureichenden Perspektiven einer an der Partnerschaftsnorm realisierbaren Elternverantwortung. Angezeigt sei demnach eine umfassende Familienpolitik, die freilich bis heute ein Desiderat darstellt.

### 3 Familiale Lesarten heute

Geht man davon aus, dass in der Nachkriegszeit bis in die 1960er-Jahre hinein die auf die Ehe gegründete Familie, also die „klassische“ bürgerliche Kernfamilie bestehend aus Vater, Mutter und ungefähr zwei Kindern, die Normalvorstellung von Familie darstellte, so verweist die in den Folgejahrzehnten einsetzende Rede von einer Pluralisierung familialer Lebensformen auf eine Dynamik der Veränderung, in der die ehemals von der familialen Normalvorstellung noch als abweichend charakterisierten Lebensformen zunehmend aus der moralischen Diskriminierung entlassen worden sind. Heute scheint diese Dynamik innerhalb spätmoderner Gesellschaften insofern einen gewissen Abschluss gefunden zu haben, als in der Regel eine Vielfalt familialer Lebensformen weit hin akzeptiert zu sein scheint und diese somit einfach konstatiert wird. Allenfalls existiert noch ein Aufregungspotenzial hinsichtlich jener Bruchkante, die durch die Sprengung der heterosexuellen Formation von Elternschaft im Gefolge der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Familien entstanden ist.

Die zu Beginn genannte Studie zu Familienleitbildern geht jedenfalls von einem relativ breiten Spektrum von familialen Normalvorstellungen aus. Verwiesen wird „auf die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der derzeit in Deutschland vorfindbaren Familienleitbilder“<sup>9</sup>, welche aber für die überwiegende Mehrheit einen zugrunde liegenden gemeinsamen Nenner aufwei-

<sup>7</sup> Franz Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 151.

<sup>8</sup> Ebd., 152.

<sup>9</sup> Sabine Diabaté / Kerstin Ruckdeschel / Norbert F. Schneider, Leitbilder als „missing link“ der Familienforschung: Eine Einführung, in: Norbert F. Schneider / Sabine Diabaté / Kerstin Ruckdeschel (Hg.), Familienleitbilder in Deutschland (s. Anm. 1), 11–17; hier: 11.

sen, nämlich eine Lebensform nur dann als Familie zu begreifen, „wenn Kinder darin leben“<sup>10</sup>. Folglich wird wenig überraschend „ein verheiratetes, heterosexuelles, zusammenwohnendes Paar mit Kindern – also die Kernfamilie – von so gut wie allen Befragten (99,9 %) als Familie angesehen“<sup>11</sup>. Doch zugleich „macht es für die Akzeptanz einer Lebensform als Familie nahezu keinen Unterschied mehr, ob ein Elternpaar verheiratet ist oder nicht, denn bei einem zusammenlebenden Paar mit Kindern handelt es sich in den Augen fast aller Befragten (97,4 %) auch ohne Trauschein um eine Familie. Schon deutlicher ist der Unterschied zu anderen nichtkonventionellen Konstellationen: zu homosexuellen Paaren mit Kindern (88,1 %), zu Stiefamilien, in denen eine Mutter mit Kind und neuem Partner unverheiratet zusammenlebt (85,1 %), und zu Alleinerziehenden (82,4 %). Hier sind die Zustimmungswerte immer noch sehr hoch, aber ‚nur‘ noch zwischen 80 und 90 Prozent und somit zehn Prozentpunkte unterhalb der ersten beiden Familienformen.“<sup>12</sup>

Nochmals deutlich niedriger sind die Zustimmungswerte beim kinderlosen Ehepaar (68,4 %) und der kinderlosen nichtehelichen Lebensgemeinschaft (32,6 %). Sofern hier das Kriterium der fehlenden Elternschaft beim kinderlosen Ehepaar weniger Auswirkung in Bezug auf die Wahrnehmung als Familie hat – fast 70 % assoziieren mit einer kinderlosen *Ehe* eine Familie – artikuliert sich hierin die mit einer Ehe im Vergleich zu einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft höher verknüpfte Kindorientierung.

Diese Studienergebnisse bestärken ganz im Sinne von Franz Xaver Kaufmann die Vermutung, dass trotz der familialen Pluralität die Kernfamilie weiterhin als eine Art „Normalmodell“ begriffen wird, entlang dem andere Lebensformen „anhand des Grades ihrer Ähnlichkeit mit der Kernfamilie als Familie eingestuft werden – oder nicht“<sup>13</sup>. Demnach gibt es „einen Kern und eine Peripherie des Leitbildes der Familie“, wobei aber der „Begriff ‚Peripherie‘ nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass es große Teile der Gesellschaft sind, die nichtkonventionelle Lebensformen in ihr Leitbild einer Familie einschließen“<sup>14</sup>. Vielleicht zeigt sich hierin dann doch ein signifikanter Unterschied zur Interpretation Kaufmanns „vor einigen Jahrzehnten“, insofern dieser die Peripherie des Leitbildes noch relativ stark „vom nach wie vor gültigen Familienleitbild“ abgrenzte und daher eine integrative Lesart diverser Normalitätsvorstellungen von Familie, speziell auch im Blick auf Regenboogenfamilien, nicht – oder aus damaliger Sicht noch nicht – entfalten konnte.

#### 4 Genderrevolutionäre Lesart

Abweichungen vom Leitbild der ehegründeten Familie werden in katholischer Lesart allenfalls geduldet, zumeist aber negativ konnotiert, weshalb eine integrative Lesart von familialer Vielfalt meist ausgeschlossen bleibt. Insbesondere die mittlerweile sehr hohe Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen Familien wird im Widerspruch zur Schöpfungsordnung gesehen.

<sup>10</sup> Detlev Lück / Kerstin Ruckdeschel, Was ist Familie? (s. Anm. 1), 61.

<sup>11</sup> Ebd., 64.

<sup>12</sup> Ebd., 64 f.

<sup>13</sup> Ebd., 64.

<sup>14</sup> Ebd., 67.

War es noch vor wenigen Jahrzehnten der Feminismus, der in kirchlicher Lesart „die Fülle der wahren fraulichen Menschlichkeit“ (*Familiaris consortio*, 23), insbesondere im Blick auf die Berufung zur Mutterschaft, unterminierte und derart Familien destabilisierte, so sind es nunmehr die „verschiedenen Formen einer Ideologie, die gemeinhin ‚Gender‘ genannt wird“ (*Amoris laetitia*, 56), welche Familien zerstört und über die Propagierung einer Sexualpädagogik der Vielfalt „die Gleichstellung der Homosexualität mit der Heterosexualität sowie ein neues Modell polymorpher Sexualität“<sup>15</sup> fördert.

Gender sei – so Benedikt XVI. in der Weihnachtsansprache 2012<sup>16</sup> – eine „anthropologische Revolution“, weil das „Geschlecht nach dieser Philosophie nicht mehr eine Vorgabe der Natur ist, die der Mensch annehmen und persönlich mit Sinn erfüllen muß, sondern es ist eine soziale Rolle, über die man selbst entscheidet“.

In der Konsequenz besagt das:

„Es gilt nicht mehr, was im Schöpfungsbericht steht: ‚Als Mann und Frau schuf ER sie‘ (Gen 1,27). [...] Mann und Frau als Schöpfungswirklichkeiten, als Natur des Menschen gibt es nicht mehr. [...] Es gibt nur noch den abstrakten Menschen, der sich dann so etwas wie seine Natur selber wählt. Mann und Frau sind in ihrem Schöpfungsanspruch als einander ergänzende Gestalten des Menschseins be-

stritten. Wenn es aber die von der Schöpfung kommende Dualität von Mann und Frau nicht gibt, dann gibt es auch Familie als von der Schöpfung vorgegebene Wirklichkeit nicht mehr.“

Im Apostolischen Schreiben *Amoris laetitia* (Nr. 56) sieht Franziskus in dieser Ideologie ebenso den „Unterschied und die natürliche Aufeinander-Verwiesenheit von Mann und Frau“ gelehnt. „Sie stellt eine Gesellschaft ohne Geschlechterdifferenz in Aussicht und höhlt die anthropologische Grundlage der Familie aus.“ Denn die „persönliche Identität und affektive Intimität“ werde hier „von der biologischen Verschiedenheit zwischen Mann und Frau radikal abgekoppelt“ und „einer individualistischen Wahlfreiheit ausgeliefert“. Doch niemals darf ignoriert werden, dass zwar „das biologische Geschlecht (sex) und die soziokulturelle Rolle des Geschlechts (gender) unterschieden, aber nicht getrennt werden [können]“.

Die katholische Kritik an der Gender-Ideologie überrascht in ihrer Prägnanz. Immerhin meint Judith Butler, die oft als primär zu kritisierende Ikone der Gender-Theorie gilt, „dass Gender längst nicht so klar oder eindeutig ist, wie man uns manchmal glauben macht“<sup>17</sup>. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich freilich, dass die katholische Gender-Kritik von erstaunlich schlechter Qualität ist.<sup>18</sup> Sie unterstellt, dass in Gender-Theorien das biologische

<sup>15</sup> Kongregation für die Glaubenslehre, Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt (31.5.2004), Nr. 2.

<sup>16</sup> Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 21.12.2012 beim Weihnachtsempfang für das Kardinalskollegium, die Mitglieder der römischen Kurie und der päpstlichen Familie. Online: [https://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/speeches/2012/december/documents/hf\\_ben-xvi\\_spe\\_20121221\\_auguri-curia.html](https://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/speeches/2012/december/documents/hf_ben-xvi_spe_20121221_auguri-curia.html) [Abruf: 06.04.2019].

<sup>17</sup> Judith Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2015, 337.

<sup>18</sup> Vgl. Gerhard Marschütz, Erstaunlich schlecht – die katholische Gender-Kritik, in: Thomas Lübach (Hg.), Gender – Theorie oder Ideologie? Streit um das christliche Menschenbild, Freiburg i.Br.–Basel–Wien 2017, 99–115.

Geschlecht bedeutungslos sei und folglich Geschlecht als frei wählbare soziale Konstruktion begriffen wird, also nichts Natur ist, sondern alles Konstrukt. Eine derart grobe Verzeichnung des Gender-Anliegens übersieht, dass es nicht um die Leugnung biologischer Unterschiede zwischen den Geschlechtern geht, sondern darum, dass deren Präzisierung stets kulturellen Deutungsmustern unterliegt. In erkenntnistheoretischer Hinsicht gibt es für Butler „keinen Rückgriff auf den Körper, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist“<sup>19</sup>. Im Blick auf das Verständnis von Geschlecht respektive von Mann und Frau besteht somit keine Möglichkeit, hinter Interpretationen zurück zu gehen oder über solche hinaus zu kommen. Deshalb ist es unmöglich zu sagen, was ein Mann oder eine Frau von Natur aus ist, wenn nicht zugleich die in dieser Aussage implizierten kulturellen Bedeutungsmuster mitbedacht werden.

#### Weiterführende Literatur:

Eine gut lesbare und zugleich differenziertere Einführung zum Thema bietet das Buch von Rüdiger Peuckert, Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden <sup>8</sup>2012.

Aufschlussreich ist auch die in Anm. 1 dieses Artikels zitierte Studie zum Thema Familienleitbilder.

Speziell (aber nicht nur) für katholische ChristInnen sei auch das nachsynodale Schreiben *Amoris laetitia* von Papst Franziskus zur Lektüre empfohlen.

Es ist zum einen diese dem Konzept der Gender-Studies zugrunde liegende De-Naturalisierung und De-Essentialisierung, welche die katholische Gender-Kritik evoziert. Denn in katholischer Lesart gibt es eine in der Schöpfungsordnung grundgelegte Natur von Mann und Frau, die scheinbar jenseits diskursiver Formalisierungen einen Kern oder ein inneres Wesen von Geschlecht aussagen lässt. Es ist freilich nur scheinbar so, denn auch biblische Schöpfungsaussagen sind nur über Interpretation zugänglich.<sup>20</sup> Auch die Natur erweist ihre anthropologische Relevanz nicht von sich aus. Sie ist nicht einfach „ein abrufbares Datum, sondern ein zu verwirklichendes Programm“<sup>21</sup>, als Vorgegebenes unaufhörlich Aufgegebenes. Geschlechterdifferenz ist daher, so Judith Butler, „weder gänzlich gegeben noch gänzlich konstruiert, sondern beides zu Teilen“<sup>22</sup>.

Zum andern wurzelt die radikale Gender-Kritik darin, dass der Begriff Gender es ermöglicht, auch jenen Menschen Gewicht zu verleihen, die in der (kulturell gestalteten und nicht einfach nur natürlichen) heteronormativen Matrix als geschlechtlich falsch Identifizierte gelten. Doch auch im Blick auf solche Menschen – vor allem Schwule und Lesben sowie Transgender und Intersexuelle – geht es in Gender- und Queertheorien nicht um die freie Wahl des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung. Hier geht es immer auch um biologische Prädispositionen, denen jedoch, so Butler, aufgrund der sozial konstruierten heteronormativen Matrix

<sup>19</sup> Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, 26.

<sup>20</sup> Vgl. Ruth Scoralick, Als Mann und Frau geschaffen? Die Bibel und ihre Leser\*innen, in: Gero Bauer / Regina Ammicht Quinn / Ingrid Hötz-Davis (Hg.), Die Naturalisierung des Geschlechts. Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit, Bielefeld 2018, 61–77.

<sup>21</sup> Klaus Demmer, Moraltheologische Methodenlehre, Freiburg/Schweiz–Freiburg i. Br.–Wien 1989, 181.

<sup>22</sup> Judith Butler, Die Macht der Geschlechternormen (s. Anm. 17), 299.

seit jeher „mit den Mitteln des Ausschlusses“ begegnet worden ist, wodurch ein Bereich von „verworfenen Wesen“ geschaffen wurde, die in „nicht lebbaren“ und „unbewohnbaren“ Zonen des sozialen Lebens<sup>23</sup> existieren mussten. Butlers Gendertheorie verfolgt daher ein „Projekt der Anerkennung“<sup>24</sup>, das den Bereich des lebbaren Lebens ausweiten und jenen des verworfenen Lebens überwinden kann. Damit geht es ihr nicht um die Zerstörung von Familie, wohl aber darum, dass davon abweichen den Existenz- und Lebensweisen nicht Verwerfung, sondern gleichermaßen soziale Anerkennung zuteilwird.

Urschwer ist zu erkennen, dass dieses Projekt der Anerkennung mit der traditionell naturrechtlich interpretierten Schöpfungsordnung unvereinbar ist. Deren Verteidigung dürfte auch das zentrale Motiv der radikalen Gender-Kritik sein. Damit wird eine Logik der Exklusion beibehalten, wonach alle Erfahrungen von Leiblichkeit, welche der heteronormativen Matrix nicht entsprechen, als objektiv ungeordnet qualifiziert werden. Diese Logik erweist sich aber zunehmend kontrovers zum modernen Menschenrechtsdiskurs. Dieser fokussiert Nichtdiskriminierung als Konsequenz der Achtung der Menschenwürde speziell auch auf die sexuelle Ausrichtung und auf minoritäre Geschlechter. Er repräsentiert hiermit „den Durchbruch eines politisch-rechtlichen Freiheits- und Gleich-

heitsethos, das historisch und systematisch in mancher Hinsicht im Widerspruch zu traditionellen religiösen Wertvorstellungen steht“<sup>25</sup>. Die in der Freiheit des Menschen gründende Autonomie soll somit auch im Blick auf sexuelle Ausrichtung und geschlechtliche Identität Anerkennung finden und „als gleiche Freiheit aller“<sup>26</sup> rechtsinstitutionell konzipiert werden. Daraus folgt freilich auch: „Religiös-weltanschauliche Vielfalt soll fortan nicht mehr als Defizit, nämlich als Verlust einer vormaligen Einheitlichkeit, beklagt werden, sondern genuine Wertschätzung erfahren.“<sup>27</sup>

Theologisch ist damit gefordert, die bislang immer noch gegebene lehrhafte Konzentration auf naturrechtliche Kategorien im Geschlechterverständnis aufzubrechen zugunsten eines freiheitstheoretischen Denkformates, in dem der Mensch als „das freie Gegenüber Gottes auf der Erde“<sup>28</sup> zur Geltung gelangt. Hierzu bedarf es einer Offenbarungstheologie, die im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil dem Konzept der liebenden Selbstmitteilung Gottes verpflichtet ist.

## 5 Weihnachtliche Lesart zum Abschluss

Die vorhin zitierte päpstliche Weihnachtsansprache warnte vor der Zerstörung der Familie durch die Gendertheorie. Gera-

<sup>23</sup> Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt a. M. 1997, 30.

<sup>24</sup> Ebd., 10.

<sup>25</sup> Heiner Bielefeldt, Weder Kulturkampf noch Vereinnahmung. Zum Verhältnis von Menschenrechten und Religion(en), in: Martin Baumeister / Michael Böhnke / Marianne Heimbach-Steins / Saskia Wendel (Hg.), Menschenrechte in der katholischen Kirche. Historische, systematische und praktische Perspektiven, Paderborn 2018, 17–36; hier: 18.

<sup>26</sup> Ebd., 26.

<sup>27</sup> Ebd., 25.

<sup>28</sup> Thomas Pröpper, Theologische Anthropologie. Erster Teilband, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2011, 146.

de Weihnachten wird aber im allgemeinen Bewusstsein stark als Fest der Familie assoziiert, als Zeit, wo man sich als Familie zu den Festtagen zusammenfindet. Welche Lesart von Familie lässt sich hierin erkennen? Die Wochenzeitschrift *Christ in der Gegenwart* hat dazu im anonym verfassten Kommentar der Redaktion festgehalten:

„Auch wenn noch so viele Ehen gebrochen werden und Familien auseinanderfallen, Kinder sich mit Vater und Mutter überwerfen – an Weihnachten, dem Hochfest familiärer Verbindung und Bindung, besuchen wieder viele junge Leute und junge Eltern ihre Herkunftsfamilie, Elternteile oder Geschwister. Umgekehrt reisen Oma und Opa zu den Enkelkindern. Trotz des einschneidenden gesellschaftlichen Wandels in den intimsten Beziehungsformen steht Familie in der Rangordnung weiter ganz oben als Sehnsuchtsort für Geborgenheit, Trost, Liebe, gegen Einsamkeit und Verlorenheit. Die Familie gewährt den besten Schutz in schweren Zeiten, in Tragik und Leid. Sie stiftet Hoffnung – und sei es nur die Hoffnung auf Hoffnung in einer künftigen neuen Familie.“<sup>29</sup>

Familie als Sehnsuchtsort einer Relation unbedingter Zuwendung und Anerkennung – das ist in und trotz aller heutigen familialen Pluralität wohl eine zentrale Lesart von Familie. Und sie verweist zugleich auf Gott, der sich uns „in und als Relation unbedingter Zuwendung“<sup>30</sup> mitteilt und hierin die Würdigung des Menschen vollzieht. Hinsichtlich einer pastoralen Perspektive stimmt Papst Franziskus einer solchen Lesart von Familie zu, wenn

er in *Amoris laetitia* festhält, dass Familienpastoral erfahrbar machen muss, „dass das Evangelium der Familie die Antwort auf die tiefsten Erwartungen des Menschen darstellt: auf seine Würde und auf die vollkommene Verwirklichung in der Gegenseitigkeit, in der Gemeinschaft und in der Fruchtbarkeit. Es geht nicht allein darum, Normen vorzulegen, sondern Werte anzubieten, und damit auf eine Sehnsucht nach Werten zu antworten, die heute selbst in den säkularisiertesten Ländern festzustellen ist.“ (AL 201)

Bezüglich einer moraltheologischen Perspektive bleibt freilich noch vieles aufzuarbeiten, wenn das von Franziskus genannte „Normen vorzulegen“ nicht bloß als Kontrast zu einer pastoralen Perspektive verstanden sein möchte.

**Der Autor:** Gerhard Marschütz (1956), *Theologiestudium in Wien und Tübingen, seit 2000 außerordentlicher Universitätsprofessor für Theologische Ethik am Institut für Systematische Theologie und Ethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Im Verlag Echter veröffentlichte der Autor das zweibändige Werk „theologisch ethisch nachdenken“. Band 1: Grundlagen (2. Aufl. 2014), Band 2: Handlungsfelder (2. Aufl. 2016). Letzte Veröffentlichung: Menschrechtliche Implikationen der katholischen Anti-Gender-Strategie, in: Martina Baumeister u. a. (Hg.), Menschenrechte in der katholischen Kirche. Historische, systematische und praktische Perspektiven, Paderborn 2018, 255–266.*

<sup>29</sup> Der Kommentar, in: *Christ in der Gegenwart* 70 (50/2018), 553.

<sup>30</sup> Hans Joachim Höhn, *Gott – Offenbarung – Heilswege – Fundamentaltheologie*, Würzburg 2011, 171.